

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 2 (1892)
Heft: 1

Artikel: Zu Schillers Wilhelm Tell : 1. Teil
Autor: Stiefel, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Schillers Wilhelm Tell.

(Nach einem Vortrage von Prof. Dr. Julius Stiefel.)

I.

In jener weihevollen Nacht, da an unserer Hügel, unserer Berge dunkler Gewandung ein glühender Rubin um den andern aufflammte, und Mutter Helvetia verklärten Auges über ihre Lande schaute in stiller Lust ob dem Juwelengeschmeid, von Volkes Hand über ihr Festkleid ergossen — da glänzten auch jene goldenen Buchstaben am Mythenstein: „*Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone*“ weithin über den zauberischen See, an dessen Schönheit Schillers leibliches Auge sich leider nie entzücken konnte. Unablöslich, über festliche Stunden und Tage hinaus, erst recht in Drang und Kampf und Sorge des Daseins bleibt jedem Schweizer mit Gefühl und Bild des Vaterlandes die hehre Gestalt Schillers verbunden, des Verklärers und Verewigers unserer National sagen, der erst sie zum Gemeingut alles Volkes, von Arm und Reich, Gelehrt und Ungelehrt, Mann und Weib, Kind und Greis gemacht hat, zu unserm Nationaljuwel und zugleich zum innigsten Bande der Verbrüderung mit dem deutschen Stammvolke.

In die Entstehungsgeschichte dieser Dichtung spielt eine äussere Anregung wie ein anmutendes Symbol hinein. Nachdem ein Hinweis Goethes auf diesen Stoff vom Jahr 1797 bei Schiller längst in den Hintergrund getreten war, lief auf einmal im Sommer 1801 das Gerücht um, Schiller habe ein Telldrama gedichtet, und von den Bühnen Hamburg und Berlin ergingen Anfragen darüber an den Dichter. Dadurch, berichtet er an Körner, sei er auf den Stoff aufmerksam geworden und habe Tschudis Schweizerchronik zu studiren angefangen. „Nun ging mir ein Licht auf, denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, dass er einen ganz poetisch zu stimmen im stande ist.“ Aus deutschen und schweizerischen Anregungen zugleich ist also dieses schönste ideale Band zwischen den beiden Völkern entstanden. „Es gibt Werke, welche vom Volke gleichsam beim

Dichter bestellt werden“, sagt der liebenswürdige Palleske. „Solch ein Werk sind die Perser des Aeschylus, solch ein Werk ist der Tell. Der deutsche Volksgeist wollte — angesichts des drohend vorrückenden korsischen Eroberers — ein Bild seiner Erhebung sehen, sein besseres Selbst, seine Not und Qual, seine Zerfahrenheit und seine Einigung, seine Wehr und seine Rache, seine Hoffnung und seinen Sieg. Der Tell ist eine Volkserhebung in ihrem organischen Verlauf.“ Die Tellsgage war durch Müllers Schweizergeschichte beim deutschen Volke bereits populär geworden. Schiller studirte auch noch die Chroniken von Etterlin und Stumpf; und um von der wunderbaren Gebirgswelt, die wie ein Traumbild vor seinem Geiste aufstieg, eine volle, klare Anschauung, sowie eine reichliche Kenntnis der Volkssitten zu gewinnen, las er mit gewissenhaftem Eifer Scheuchzers „Naturgeschichte des Schweizervolkes“, Ebels „Schilderung der Gebirgsvölker“, Fäsis „Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft“, Meiners „Briefe über die Schweiz“. [Bei Hoffmeister findet sich eine Auslese von Schillers Excerpten.]

Was bot nun die von Tschudi überlieferte Sage, und was hat Schiller aus ihr gemacht? In seiner treuherzigen herodotischen Weise erzählt Tschudi, wie ein kleines, friedsam zwischen hohen Bergen lebendes, von allen revolutionären Gedanken himmelweit entferntes Völklein von Hirten nach langem Erdulden eines masslosen Druckes und tiefster Erniedierung durch fremde Eindringlinge *endlich* sich aufrafft, in schlicht naiver Weise das Joch abschüttelt und in treuherziger Gutmütigkeit die besiegt Bedränger laufen lässt. Was in erster Linie Schiller anmutete, war eben das Treuherzig-Naive, das Idylisch-Volks-tümliche, das „Homerische“ dieses Hirtenvolkes: die naive Zufriedenheit mit seiner Hütte, Matte und Herde, seinen edlen Sitten und Gebräuchen, an welchen alle Verlockungen der „fremden falschen Welt“ zu einer gleissenden Kultur, zu Reichtum und Ruhm, zu Fürstengunst und Kaiserhofesprach abprallen. Und das Naive in seiner Friedsamkeit und Gelassenheit, in seinem langen Dulden, aber auch im unerschütterlichen Festhalten seiner Rechte und Freiheiten. Dabei dieses innigste Zusammenleben, dieses Verwebtsein und Einssein mit der grossen Naturwelt: urgesunde, prächtige Menschen in herrlicher Landschaft, deren malerische Szenerie der Matten und Seen, der Schluchten und Felsensteige, der Bergströme und himmelhohen Firnen mit wunderbarer Symbolik in unsers Dichter Phantasie aufleuchtete, dass er mit seinem weltgeschichtlichen Geistesblick urmächtig den Zusammenhang von Naturstimmung und Volksseele erkennt, und darstellt: wie die Volkskraft an

der erhabenen Natur sich aufrichtet und gleich dem sturmerregten Alpensee, gleich dem aus Bergesschluchten hervorbrechenden Windesbrausen — sie alle *ein* Atem der Freiheit — die Fremdherrschaft aus den Tälern jagt. In alledem fühlte Schiller nun einen frischen, freien, naturkräftigen Gegensatz zu der „fremden, falschen Welt“ im Wallenstein-drama, in der Maria Stuart Tragödie, jaselbst zu der mystisch verzückten, edlen Jungfrau von Orleans. Und auch des Dichters Drang, nach dem nur für engere Kreise ganz verständlichen Kunstdrama: die Braut von Messina wieder in die weitesten Kreise hinauszuwirken, griff freudig nach unserer Nationalsage, die so echt und tief volkstümlich war, dass er mit Gewissheit hoffen durfte, ein zu Aller Herz und Sinnen sprechendes Volksstück zu gewinnen.*). Und wie hat er es gewonnen!

Aber wahrheitsgemäß muss es betont werden: er ging an diesen Stoff um der bestimmten *Begrenztheit* der freiheitlichen Tendenz willen. Es gefiel ihm gerade an unserer Nationalsage, es tat seinem milden Herzen wohl, dass die Aufräffung der Schweizer mit Revolutionssucht so gar nichts zu tun hatte. Denn noch war er innerst erschreckt und erschüttert von den Gräueltaten der Jakobiner. In der Widmung an Dalberg stellt er das leidenschaftliche Parteidreiben der französischen Revolutionsmänner und den massvollen Kampf des frommen Hirtenvolkes in scharfen Gegensatz:

Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge röhrt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.

Einst in jugendlich ungestümem Groll über den Despotismus des Herzogs Karl hatte Schiller in seinen „Räubern“ eine masslose und nur zerstörende Revolution, geradezu den Anarchismus sich austoben lassen. Nun schildert er eine Erhebung der reinsten Notwehr, ausgeführt erst nach einem Uebermass des Leidens, schildert er ein Volk, das im gerechten Kampfe keinen Tropfen Blutes mehr vergiesst, als durchaus nötig ist. Die eigentlichen Revolutionäre, die frechen Eindringlinge,

*) Brief an Iffland vom 22. Juli 1803.

welche die alte, von früheren Kaisern selbst verbriezte Reichsunmittelbarkeit gewalttätig beseitigen, die Länder zu österreichischen Untertanenlanden machen wollen, sind Albrecht und seine Vögte. Und die Länder müssen sich selbst helfen, weil Albrecht zugleich das höchste Reichsoberhaupt ist, das Schiedsrichter zwischen ihnen und Österreich sein sollte. Albrecht, in welchem der österreichische Herzog und der Kaiser vorübergehend in *einer* Person vereinigt sind, will durch einen Taschenspielerstreich die Lande unter den österreichischen Herzogsmantel hinüberschmuggeln. Die schlichten Landleute aber halten an ihrem althergebrachten und verbrieften Zustand unentwegt fest.

Es ist eine unleugbare Tatsache, dass das Telldrama einen stark konservativen Zug an sich trägt. Schiller charakterisiert sein Naturvolk durch die wohl schlagendste Schilderung des Konservatismus:

So wie ihre Alpen fort und fort
 Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
 Gleichförmig fliessen, Wolken selbst und Winde
 Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
 So hat die alte Sitte hier vom Ahn
 Zum Enkel unverändert fortbestanden.
 Nicht tragen sie verwegne Neuerung
 Im altgewohnten, gleichen Gang des Lebens.

Es wird immer und immer wiederholt, dass die Schweizer nur ein uraltes Bündnis von der Väter Zeiten erneuern, dass sie nur die ererbten Rechte bewahren wollen. Auch sind ihre Beratungen, wie die aller naiven Völker, wenig entschieden, zuwartend, von den Umständen das Meiste hoffend. Ja, was das Volk eigentlich empört, das ist, weit mehr als die Verletzung allgemeiner politischer Rechte, die Kränkung von Privatrechten, die unmenschliche Behandlung von Individuen. In diesem Sinn hat Schiller die von der Sage überlieferten Unbilden gegen Einzelne noch durch selbst erdachte vermehrt! Sagengeschichtlich sind: Die Buhlerei des Wolfenschiessen, die Bedrohung Stauffachers durch Gessler, die Blendung des alten Melchthal, die Grausamkeit gegen Tell. Erfunden: Die Vermögensberaubung des geblendetem Melchthal, die Entführung der Bertha, die Misshandlung der Armgart. Diese persönlichen Unbilden sind mit vollster Betonung in den Vordergrund gestellt. Als das Volk durch sie gezwungen wird, über das bedrohte Gesamtwohl nachzudenken, für die ererbten politischen Rechte in die Schranken zu treten, da spricht es diesen Vorsatz wieder in persönlicher Fassung aus:

„Wir stehn vor unsere Weiber, unsere Kinder.“

Den Entschluss zum Aufruhr fassen diese schwer beweglichen Gebirgskinder erst, nachdem sie durch Absendung des Konrad Hunn einen

nochmaligen, vergeblichen Versuch gemacht, von Albrecht die Bestätigung ihrer alten Freiheitsbriefe zu erhalten — und auch dann noch erklären sie: Was nicht reichsfreie Leute unter ihnen seien, die müssten fortfahren, Österreich „die Pflicht zu leisten“; wahrlich ein Übermass von Langmut gegenüber den unerhörten Gewalttaten der Vögte!

Es war ein Meistergriff Schillers, wodurch er gerade der echte Verewiger unserer Nationalsage geworden ist, ihr den sagenhaften Urgeschmack, das Bodengefährt, Gestalt und Farbe der Zeit gewahrt hat, dass er unsere Stauffacher und Walter Fürst, Melchthal und Tell nicht zu Jakobinern mache, sondern sie als jene bedächtig, zäh und leidenschaftslos auf ihr Ziel hinsteuernden Männer darstellte, als welche ausser der Sage auch die Geschichte sie aufführt. Und fürwahr, das ewige Recht der Aufiehnung gegen ungerechten Druck gewinnt ein erhöhtes Gewicht, indem es von so fried samen, ruhig festen Männern vertreten wird! Ein Volk, das mit dem *Schwerte in der Hand sich mässigt*, nach errungenem Sieg die Rache verschmäht, selbst die Vergeltung an seinen herzlosen Peinigern, die in seine Gewalt gefallen, ein solches Volk ist die würdevollste Repräsentation der ewigen Befreiungsrechte aller Unterdrückten. Denn eine der gewaltigsten und hochsinnigsten Verkündigungen der ewigen Menschenrechte, ein unsterbliches Freiheitslied ist Schillers Telldrama immerhin geworden. Die stille reine Flamme, die aus der alten Sage ihm entgegenleuchtete, entfachte in des Dichters Seele wieder übermächtig die nie ganz erloschene Glut seiner Freiheitsbegeisterung, nicht mehr als wildflackernde Brandfackeln, sondern als von erhabener Warte über Völker und Zeiten ruhig, klar und rein strahlende, pfadweisende, zündende Leuchte: Höhenfeuer von den Bergen. Mit dem Hochflug seines Denkens, in seiner umfassenden Menschenliebe wusste er von der mit historischer Treue innegehaltenen Grundlage der zwischen ihren Felsen gedrängten Zustände und der ganz bestimmt abgegrenzten Freiheitsbestrebungen der Waldstätter Bauern den Ausblick zu eröffnen auf die grossen Schauplätze, Kämpfe und Schicksale der Völker und Zeiten, auf die ewigen Urgesetze der Geschichte und des Weltlaufs, wie er selbst sehr schön schon 1797 beim ersten Aufkeimen seines Interesses für die Tellsage an Goethe schrieb: „Zugleich eröffnet sich aus diesem schönen Stoff wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in die freien Fernen sich auftut.“ So hat Schiller uns unsere alten Helden und den Geist unserer Bundessage mit herrlichster Naturtreue in vollendete dichterische Form ausgestaltet und dadurch erst zu unserem wahren geistigen Eigentum, zu unserm poetischen National-

juwel gemacht; und er hat sie zugleich zu ewig gültigen vorbildlichen Typen der Menschheit verklärt. Diesen Doppelcharakter des Telldramas hat ein anderer edler Landsgenosse, zugleich der tiefste Kenner und feinsinnigste Ausleger Schillers, Friedrich Theodor Vischer, mit folgenden schönen Worten betont:

„Den Gedanken der höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft und das Bild der Schweiz hat Schiller im Bewusstsein aller Menschen für immer verknüpft. Wer Freiheit, unbefleckten Kampf für freie Ordnung, worin alles Grosse und Gute blühen kann, wer das denkt, dem schwebt von nun an die Tellsplatte und das Rütti, dem schweben die silbernen Gletscher, die glühenden Alpenhäupter vor, und wer diese schaut oder dieser gedenkt, dem lüftet sich die Brust, dem tritt die Lösung: Sieg über Gewaltherrschaft in Geist und Herz“.*)

„Nächtlich auf grünender Matte am wallenden See tagt ein Volk von Hirten und beschwört bei dem Lichte des Morgens, der die glühende Hochwacht auf den Bergen ausstellt, den Bund gegen die Tyrannei. Die mächtigen Stellen, aus denen der reine und hohe Geist dieses Dramas mit strahlender Kraft hervorbricht, bleiben ewig jung und die Morgen-sonne, deren Glanz den heiligen Bund des Hirtenvolkes begrüsst, mag uns gemahnen wie der junge Tag eines neuen helleren Lebens der Menschheit. So die Stelle von den

..... ewigen Menschenrechten,

Die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
so der Schwur:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr; —

so der im Herzenston von den Lippen eines edlen Greises an den abtrünnigen Sohn der Heimat ergehende Ruf, der jedem Volke gilt:

Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft; —

und das letzte Wort des Sterbenden: Seid einig, einig, einig!

Freiheit durch Eintracht, Einstehen mit Gut und Blut für die Freiheit gegen die fremden Unterdrücker ist die Lösung.“**)

So ist die Telldichtung nicht nur die poetische Verherrlichung der Sage und Geschichte vom Schweizerbund, sondern das ewige Prophetenlied von Vaterlandsliebe und Eintracht, Freiheitssinn und den ewigen Menschenrechten, das Lied, in welchem „Vaterland, geschlossene liebe Heimat und das reine, allgemeine Menschengut, die Freiheit, sich

*) Rede zur hundertjährigen Feier der Geburt Schillers.

**) Rede: „Der Krieg und die Künste“, Stuttgart 1871.

zu Einem verbinden, die Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahrhunderts, das vollste Gegenbild zum wilden, jugendlichen Räuberschauspiel“.

Der Doppelzug im schweizerischen Volkscharakter, seine friedsame, schwer bewegliche Naivität und sein allmäßiges Erwachen zur Freiheit tritt vornehmerein in den Charakteren, ihrer Gruppierung und Zeichnung schön anschaulich zu Tage. Ein ganzes Volk ist hier gezeichnet, durch seine verschiedenen Schichten hin: die unterste, teilnahmloseste, vertreten durch die harmlosen Fischer, Hirten, Jäger, Ruodi, Kuoni, Werni, Stüssi; — die Mittelschicht, politisch ebenfalls noch völlig unentwickelt, aber durch rein menschliche Entrüstung gegen Unrecht, durch Tüchtigkeit und Heimatsliebe zur Heerfolge für die vaterländische Erhebung vorbereitet, oder der Selbstwehr fähig, am klarsten ausgeprägt in Tell; — und nun die Edelsten und Besten, die Blüte schweizerischer Frauen- und Mannesart, die allem Volke mit dem Beispiel vaterländischen Opfermutes voranleuchten, Bertha und die Stauffacherin, Walter Fürst, Stauffacher und Melchthal.

Tell ist so recht der zentrale Spiegel dieses politisch noch unentwickelten Volkscharakters, des naiven Volksgeistes nach Seiten seiner Treuerzigkeit, Gelassenheit, Hilfsbereitwilligkeit, Tüchtigkeit im engen Kreis. Er ist die Personifikation der Naturkraft, in naturvoller Lust an der eigenen Kraft ausgebildet und geübt nach der Körperseite hin: sicheres Auge, sichere Hand, ungeheure Muskelkraft; siegesgewisser Schütz, kühner Schiffer, seines Hauses eigener Zimmermann. Dabei ein gemütvoller Gatte und Vater seiner Kinder, der in gesundem Instinkt sie trefflich anzuleiten weiss. Ein echter Sohn der Berge, kann er, der Alpenrose gleich, nur leben in ihrem freien Hauch, in dem Licht der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte. So oft er auftritt, der Hochragende mit ruhig festem Schritt, denkt man an Hochwaldtannen und ans Firneleuchten.

Für sein Kraftgefühl hat jede Unternehmung, je gefahrvoller sie ist, um so erhöhten geheimen Reiz: die Fahrt im Sturm, der schwierigste Schuss. In seinem Wagemut liebt er — die geborene Jägernatur des Hochgebirgs — zumeist die schauerliche Einsamkeit, wo die letzten Gemsen schreiten und die Adler horsten; in seines Kraftbewusstseins Überschuss ist er sich selbst genug — der Starke ist am mächtigsten allein -- ein Träumer, der sich entfernt von anderer Menschen Weise. Aber er ist nichts weniger als ein herzloser Egoist; naive Herzensgüte und jene Lust, mit jeder Gefahr sich zu messen, machen ihn zum stets bereiten Helfer, der nicht ein Lamm am Abgrund kann verloren gehen

sehen. Auch hierin ist er — wie herrlich in der Szene mit Baumgarten — der echte Repräsentant des Volksgemütes, das, wo Gefahr und Leiden ist, eingreifen muss, ohne Bedenken, wortkarg, rettungsfreudig.

Aber so ein wackerer Selbsthelfer und Hilfeleister für andere er ist, der *politische Sinn* fehlt ihm in ausgesprochenstem Masse. Er ist eine *durch und durch unpolitische Natur*; er kennt keinen Staatsbegriff und keine Staatsgefahr, kein Einstehen für den Staat als solchen, kein Zusammenstehen aller für alle. „Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst“, lautet seine Antwort auf Stauffachers Einladung, dem Geheimbund beizutreten. Der Vorwurf: „So bald verlasst Ihr die gemeine Sache“ ist in jenem Moment nicht ganz ungerechtfertigt. Während Walter Fürst und Stauffacher in sorgenvollem Vordenken überlegen, wie dem Lande zu helfen sei, macht er sich keinerlei Gedanken oder gar Pläne für die Rettung des Vaterlandes. Ehe die Tyrannie ihm selbst in ungeheuerlichster Form auf den Leib rückt, fühlt er keinen stark erregten Hass gegen die Vögte und keine besondere Furcht vor ihnen. Die Tyrannie werde an sich selbst erlahmen, meint er, Ausweichen, Abseitsstehen, Dulden, Schweigen, sich Ducken sei das beste Verhalten. Dass er sich nicht am Platz fühlt bei langen Beratungen, das ist nun einmal seine innerste Natur; dass er sich aber nicht von der stillgewaltigen Bewegung der *Besten* des Volkes, die zu der entscheidenden Versammlung auf den Rütli führt, mitergriffen fühlt, das beweist, dass keine Faser eines Vorkämpfers für Freiheit und Volksrechte in ihm ist. Er ist eben die richtige Repräsentation der schwerbeweglichen Volksmasse, jener Volksmasse, deren Abseitsstehen noch die Führer der Revolutionen von 1830 und 1848 zur Genüge erfuhren. So kennt er keine Pflicht gegen den Staat als solchen, von den Landesrechten und Freiheitsbriefen spricht er kein Wort. Er kennt nur Privatkränkung und Privatwehr; selbst den Schuss auf Gessler begründet er mit der Sorge um Weib und Kind. Er kennt allerdings noch, der besten Seite seiner Natur gemäss, das Einstehen für andere Bedrängte im sichtlichen Augenblick der Gefahr, aber das sind für ihn *keine Mitbürger*, nur *hilfsbedürftige Freunde*. „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen?“ „Der Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund und sollte *seinen Freunden* sich entziehen? Bedürft ihr meiner zu *bestimmter Tat*, dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.“ Wenn jeder so dächte, wie wären dann grosse politische Unternehmungen, die einer wohlvorbereiteten Organisation bedürfen, möglich?

Als er endlich gezwungen, in alleräußerster Notwehr mit dem Vogt zusammenprallt, da noch versucht er's mit Ausreden, mit Ausweichen,

mit Ducken, ja sogar noch nach dem Apfelschuss sucht er durchzuschlüpfen wegen des zweiten Pfeils. Erst in der furchtbaren Qual des teuflisch auferzwungenen Schusses nach dem Kindeshaupt fällt seine Seele das Todesurteil über den Vogt, nun aber unwiderruflich. Von nun an ist er der furchtbare Jäger, der unverwandt auf sein Wild und auf den Moment, es zu erlegen, lauert.

Gewiss, die Kritiker alle, die in Übereinstimmung mit Börne erklärten, Tell sei kein dramatischer Held, seine Unterwürfigkeit gegen den Landvogt stehe im Widerspruch mit seiner sonstigen freien, graden Natur, sind vollkommen im Recht. Aber Tell ist auch nicht der Held des Stückes, er ist nur zu beurteilen als der Repräsentant des langsam sich aufbäumenden Naturvolkes und zwar der schwerbeweglichen Mittelschicht desselben; der Typus des Jägers ist in ihm mit dem des Bauers gemischt. Und von diesem Gesichtspunkt aus sind jene Züge vortrefflich kennzeichnend. Des Bauers eigenstes Wesen macht eine rätselhafte Mischung von Unterwürfigkeit und Trotz, von Einfalt und Schlauheit aus („De Bur liidet si“). Der Bauer liebt ein klug abwartendes Sichfügen in die Verhältnisse im instinktiven Gefühl, sie gerade dadurch auf eine gewünschte Wendung zu treiben, die Äpfel reif und überreif werden zu lassen, dann fallen sie selber vom Baum. Man muss die Vögte ihre Tyrannie und Bosheit auf den Gipfel treiben lassen, dann ist es jählings aus mit ihrer Herrschaft, sagt er — dem Sinne nach — zu Stauffacher. Es juckt ihn lang schon heimlich, seine schöne Schützenkunst am Vogte zu erproben, aber er will erst das Recht auf seine Seite zugeschoben haben durch den Landvogt selber. Drum muss er durchaus nach Altorf hinunter und an der Stange mit dem Hut vorbei. Aber das alles ohne klaren Plan und Absicht, in einem dämmernd dunkeln Drang. Und in diesem ganzen Verhalten einem ruhelosen Gewalthaber gegenüber hat er einen Seitengänger an einem Manne, der den äussersten Gegensatz der Natur zu ihm darstellt, an einem Mann der feinsten Bildung, an — *Hamlet*, den der geistreiche Börne auch nicht verstanden hat. Auch Hamlet zögert mit dem Gericht gegen seinen mörderischen Oheim in dem geheimnisvollen Instinkt, sich erst zu fügen und zu ducken, sich still dem Leiden zu ergeben, damit der König das Mass des Unrechts voll und übervoll mache und alle und alles dem Schicksal entgegentreibe, nach seiner Überzeugung, „dass eine Gottheit unsere Zwecke formt, so roh wir auch den Block behauen“. So lässt er sich mit dem Uriasbrief nach England schicken. Und es kommt so, wie er's hoffte, heil kehrt er von England zurück mit dem Dokument von des Königs Perfidie und Mordbefehl in der Hand und nun ist er sich vollbewusst, zum

Werkzeug der Gerechtigkeit berufen zu sein: „Was denkst Du, Horatio? liegt's mir jetzt nicht nah genug, ihn, der meinen König totschlug, meine Mutter zur Buhlerin machte, zwischen die Königswahl und meine Hoffnung sich drängte, die Angel warf nach meinem eignen Leben mit solcher Arglist — ist's nicht *Gewissenspflicht* (perfect conscience), mit diesem *Arme dem den Lohn zu geben*, und ist es nicht *verdammlich*, diesen *Krebs* an unserm *Fleisch* noch länger fressen zu lassen!“ In dieser Stimmung, diesem Rechts- und Pflichtgefühl, nur dunkler empfunden als in der feinen Hamletseele, übernimmt auch Tell sein Rächer- und Richteramt an Gessler, fühlt auch er, es sei höchste Pflicht und höchste Zeit, diesen „*Krebs*“ auszuschneiden. Den satanischen Herausforderungen des Tyrannen antwortet er endlich mit der Empörung der innersten Menschennatur, des echten Manneszornes, des bedrängten Vaterherzens, mit dem sorgenvollen Einstehen für Weib und Kind und Vaterland. Wie kann denn da die Rede sein von Mord, und wäre es nicht Widersinn, Tells Tat der äussersten Notwehr pedantisch auf das Regelbüchlein der Schulmoral und des Alltagsgebrauchs zu examiniren? „*Kampf und Notwehr*“, übermütig, höhnisch, frevelhaft hervorgerufen durch Gessler, das ist unwiderleglich die Situation. Und sollte Tell sich nun lebenslang in finstere Kerkerschaft werfen lassen durch diesen Gaunerdespoten, gegen den er sich wie ein Edelmann benommen, als jener an der steilen Felswand vor ihm zitterte! Aber was haben dann Tells Weib und Kind zu gewärtigen nach dem Vorbild, das der Landenberger dem alten Melchthal gegenüber gegeben hat? Und die Tyrannen reichen sich die Hände! Doch eine Grenze hat Tyrannenmacht. Wer wäre aber denn hier Sachwalter der Gerechtigkeit? Da ist nur ein Entweder — Oder. Entweder Tells Weib und Kinder sind dem Wüterich verfallen — oder der Wüterich dem richterischen Pfeil des Schützen, mit dessen Schützenkunst er ein frevelhaftes, höhnisches Spiel getrieben. Welche Gerechtigkeit gefällt uns nun? Doch furchtbar ist jener mit Reisigen umgeben, ist da dem Bergkind nicht zum Brauch gestattet die Kraft und Kunst, die List und Wehr, die einzige ihm verliehen ist: der sichere Sprung vom Schiff aufs Riff, die treue Armbrust und der sichere Schuss aus selbstgewählter Ferne? Zu einem der grössten dramatischen Momenten in aller Welt Dichtung, zu einer herrlichen Offenbarung des einschlagenden Bitzstrahls der ewigen Gerechtigkeit hat Schiller Tells Schuss auf Gessler gestaltet. Hoch zu Ross, gedunsen von Übermut kommt der Tyrann herangeritten. Verblendet nur den Sinn, versteint das Herz hat ihm die Szene zu Altdorf und das Entrinnen aus dem Sturm, die ihm zur Warnung und zur Mässigung

dienen sollten. Zu neuer Freveltat schickt er sich an; ein wehrlos Weib mit seinen Kindern, deren Ernährer er in den Kerker geworfen, will er überreiten, des Despotensinns vermessene Losung spricht er prahlend aus:

Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —

da klingt es in den Lüften, ein Pfeil durchschneidet das Tyrannenwort, der Pfeil der Freiheit und der rächend-richtenden Gerechtigkeit! „Das ist Tells Geschoss!“ schreit des verröchelnden Despoten eigenes Gewissen auf und ihm schallt das Echo all der befreiten Unterdrückten, das Siegesjauchzen der ganzen aufatmenden Volksseele entgegen:

Du kennst den Schützen, suche keinen andern.
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir,
Du wirst dem Lande nicht mehr schaden!

In diesem *einen* Moment ist Tell Nationalheld, Vorkämpfer und Stimme seines ganzen Volkes.